

# Die Welt ist etwas, das Ärger macht

Wie es wäre, die Universalitätsanmaßung des Humboldt-Forums ernst zu nehmen

Wenn im November die Herren MacGregor, Parzinger und Bredekamp ihre allerneuesten Konzepte zum Humboldt-Forum vorstellen und wir wieder über unser Weltmuseum in der Mitte der Hauptstadt reden, könnte es sein, dass wir über uns selbst erstaunen. Ist es wirklich erst fünfzehn Monate her, dass wir zum Richtfest des sogenannten Berliner Schlosses über die Welt aus Berliner Sicht gesprochen haben?

Damals gingen uns offiziell ausgegebene Parolen wie „shared heritage“ oder „Multiperspektivität“ noch wie selbstverständlich von den Lippen, denn dass die „Welt“ unsere Heimat sei und Deutschland als Repräsentant des hegemonialen Westens ein Vormund dieser „Welt“, schien ja, gleich ob man das gut fand oder kritisierte, evident zu sein. In der Zwischenzeit aber brannten Flüchtlingsheime, wurden mal kurz Grenzen geöffnet, um sie danach

wieder umso dichter zu schließen, schlugen Terroristen zu, trieb ein Sturm der Besorgnis, immer wieder neu entfacht von der AfD und ihresgleichen, die Politik vor sich her – und mit einem Mal ist die „Welt“, die Globalisierung, für viele im Westen und in Deutschland vor allem etwas, das Ärger macht, sie irgendwie um sich selbst zu bringen droht. Offenkundig sind „wir“ gar nicht mehr im Besitz dieser Welt, für die wir uns anmaßen könnten, Anteilscheine auszugeben. Eher besitzt die Welt uns, und Europa sieht sich durch die Globalisierung zunehmend überfordert. Die ganzen großen Debatten, die eine die Geschichte und die Menschheit überblickende Vogelperspektive für sich in Anspruch nehmen, wirken plötzlich unreal.

\* \* \*

Da erscheint auf Deutsch gerade eine kleine Parabel des französischen Autors Arno Bertina („Mona Lisa in Bangoulap. Die Fabel vom Weltmuseum“, Matthes & Seitz, 76 Seiten, 12 Euro), in der Stammeshäuptlinge aus Tansania den symbolischen Diskurs Europas so ernst nehmen, wie Europa selbst ihn gar nicht mehr ernst nehmen kann, um ihn dann am Ende überraschend auf eine reale Ebene zu überführen. Die Stammeshäuptlinge richten in naher Zukunft ein förmliches Schreiben an das Musée du Quai Branly in Paris, in dem „arts premiers“, also außereuropäische Kunst ausgestellt wird, darunter drei Werke aus ihrer eigenen Kultur. Die Häuptlinge nehmen den Jargon vom „shared heritage“ beim Wort, zweifeln den treuhänderischen Sinn des Verbleibs ihrer Kunst in Paris also gar nicht an, bestehen eben nur darauf, dass das Volk der Bamileke freien Eintritt erhält, um seine eigene Kunst in dem Museum zu sehen, dass diese für es aufbewahrt.

Die Kuratoren, die nicht damit gerechnet haben, dass irgendjemand aus einer real existierenden außereuropäischen Kultur ihre nur für den innereuropäischen Gebrauch bestimmten antikononialistischen Absicherungsformeln für bare Münze nimmt, ignorieren das Schreiben selbstverständlich. Doch dann folgt ein zweiter Brief, der unverhohlen damit droht, die Unesco, die Europäische Union und die französische Regierung anzurufen und notfalls die Rückgabe der drei Kunstwerke zu fordern. Nun kommt die Kulturbürokratie in Gang. Natürlich hatte das Museum immer behauptet, seine Ausstellungsstücke seien legal erworben worden, doch fast jeder Einzelfall war, wie die Kuratoren nur zu genau wissen, angreifbar, und sie wollen es nicht auf eine Probe aufs Exempel ankommen lassen.

Nachdem den Bamileke im April 2017 dann also freier Eintritt gewährt worden ist und diese nachlegen und freien Eintritt auch für Wanderausstellungen verlangen, gewinnt die Debatte in Europa an Schärfe. Die einen lehnen es rundheraus ab, sich dem Willen einiger Dorfvorsteher aus dem Westen Kameruns zu beugen, die anderen entdecken in den afrikanischen Totems nun die ältesten Wurzeln der eigenen Kultur, von denen man sich unter gar keinen Umständen trennen dürfe. Wieder andere vertreten die Auffassung, aufgrund der Nähe der „arts premiers“ zur Um- und Geisterwelt hänge unser aller ökologisches Überleben davon ab, dass das Museum seine Sammlung behält. Über diese Eigendynamik immer neuer Formeln, gegen die man nichts sagen darf, geraten selbst deren Urheber bisweilen ins Staunen: „Und an manchen Vollmondnächten zuckten sie sogar beim Klang ihrer eigenen Stimme zusammen“.

In Kamerun macht man sich die neuesten Korrektheiten umgehend zu eigen und spielt sie zum alten Kontinent zurück. Zur Rede gestellt, kann dieses Europa aber gar nichts mit sich anfangen, und so wie sich ein kleines Kind hilflos an seine Eltern wendet, wenn es von Fremden angesprochen wird, delegieren die Institutionen das Problem an die Mitgliedsländer. Endgültig verfangt sich die Selbstüberschätzung des symbolischen Diskurses in ihren Widersprüchen, als die Häuptlinge auch Visumfreiheit für alle verlangen, die außereuropäische Sammlungen in Europa anschauen wollen. Nachdem man so viele Flüchtlinge fernhalten konnte, soll nun also die bloße Absicht, eine Ausstellung zu besuchen, genügen, um nach Europa kommen zu dürfen? Im Frühjahr 2019 schlagen die Häuptlinge einen Deal vor: Wenn ihr nicht wollt, dass die Grenzen geöffnet werden (also die Realität sich ändert), dann müsst ihr uns von Zeit zu Zeit einen Ingres oder Courbet, eines der „Kinder“ unserer Kunst, ausleihen (also Anteil an eurer durch das Museumssystem repräsentierten Überlegenheitssymbolik geben). Am Ende (und etwas unvermittelt) tritt Frankreich die Flucht nach vorn an und fordert freien Eintritt für alle in ganz Europa.

\* \* \*

Ist das Weltmuseum mit seinem universellen Vertretungsanspruch also vielleicht nur das symbolische Schutzschild eines Europa, das sich in der Realität immer mehr abschottet? Den Konzeptemachern des Humboldt-Forums gibt die Gegenwart Stoff genug, um ihre eigene Rolle in Frage zu stellen.

MARK SIEMONS